

Ein Ort der virtuellen Begegnung

Die MMZ-Website zu »350 Jahre jüdisches Leben in Brandenburg« blickt in Geschichte und Gegenwart

Am 21. Mai, zum 350. Jahrestag der Aufnahme von 50 geflüchteten jüdischen Familien aus Wien im Land Brandenburg im Jahr 1671, hat ein neues Projekt des Moses Mendelssohn Zentrums begonnen. Mit einer Homepage wollen wir nicht nur »350 Jahre jüdisches Leben in Brandenburg« begehen, sondern zugleich zur Vernetzung der verschiedenen Akteure zu jüdischem Leben in Vergangenheit und Gegenwart im Land Brandenburg einladen.

Auf dieser Webseite, die sich als ein Anfang versteht und fortlaufend ergänzt wird, bündeln wir Informationen zu jüdischem Leben im Land Brandenburg. Denn in diesem Jahr 2021 laufen mindestens drei bemerkenswerte Jubiläen in Verbindung mit jüdischer Geschichte zusammen:

1.700 Jahre datiert ein Dekret von Konstantin dem Großen zurück, das Juden in der Stadt Köln erstmals für 321 erwähnt. Dies gilt als erster schriftlicher Nachweis von der Existenz einer jüdischen Gemeinde im Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Dieses Jubiläum hat der Verein »321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.« zum Anlass genommen, ein bundesweit veranstaltetes Festjahr jüdischen Lebens in Deutschland auszurufen.

In Brandenburg erinnern wir uns, dass vor 350 Jahren, am 21. Mai 1671, Kurfürst Friedrich Wilhelm die Ansiedlung von 50 aus Wien vertriebenen jüdischen Familien in Brandenburg gestattete – von da an beginnt im Lande, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, eine kontinuierliche jüdische Geschichte.

Und ein ebenso wichtiges Jubiläum ergibt sich mit 1991. Vor 30 Jahren gründete sich die »Jüdische Gemeinde Land Brandenburg« mit Sitz in Potsdam. Seither hat es dynamische und überraschende Entwicklungen gegeben, denn die jüdischen Zuwander*innen aus der Ex-Sowjetunion gründeten auch Gemeinden in der Stadt Brandenburg, in Cottbus, Frankfurt/Oder, Bernau, Oranienburg und in Königs Wusterhausen.

Das sind gute Gründe für zahlreiche feierliche ebenso wie nachdenkliche und lehrreiche Veranstaltungen. Konzerte, Ausstellungen, Workshops, Gesprächsrunden – das alles wird in Kürze hoffentlich wieder unbeschwert möglich sein. Auf unserer neuen Website finden Sie schon heute einen Brandenburger Veranstaltungskalender zu »1700 Jahre jüdisches Leben im deutschsprachigen Raum«, insbesondere aber zu »350 Jahre jüdisches Leben in Brandenburg«, der stetig aktualisiert wird.

Schauen Sie doch einmal auf der Seite vorbei, informieren Sie sich, bringen Sie eigene Ideen und Projekte ein – Ideen und Visionen, die gern auch weit über 2021 hinausreichen dürfen.

Mit besten Grüßen und in der Hoffnung, Sie bald auch bei der ein oder anderen Veranstaltung kennenlernen zu können,

Ihre




Was diese Website ebenso leisten möchte, ist die Vermittlung und der Austausch von Wissen über jüdische Geschichte und Gegenwart in Brandenburg. Interessierte finden rasch hinein in die wechselhafte Geschichte jüdischer Gemeinden, Familien, Akteure in diesem Land. Sie erfahren Wissenswertes über die jüdischen Gemeinde heute – und nicht zuletzt über das ambitionierte Projekt einer neuen Synagoge in Potsdam. Sie erfahren zugleich von wissenschaftlichen, pädagogischen und künstlerischen Initiativen, die allesamt ihren spezifischen Zugang zum Brandenburgischen Judentum haben. Das alles »schreit« förmlich nach Begegnung, Vernetzung, nach Austausch und gern auch kreativem Disput. Insofern kann, will und soll die Website »350 Jahre jüdisches Leben in Brandenburg« ein Ort der virtuellen Begegnung sein – und zugleich ein Vorgeschmack auf die bald wieder stattfindenden realen Begegnungen bei Veranstaltungen aller Art.

Diese Webseite versteht sich als Türöffner, mit dem Sie in Vergangenheit und Gegenwart blicken und im zunächst virtuellen und bald realen Austausch eine gemeinsame Zukunft entwickeln können.

Juden in Brandenburg im Internet

Die Website <https://juden-in-brandenburg.de> ist in vier Säulen aufgebaut: Veranstaltungen, Geschichte, Gegenwart und Akteure. Sie enthält historische Einführungen in Geschichte und Gegenwart gleichermaßen, verfasst von Olaf Glöckner und Irene Diekmann, erstellt wurde sie von Daniel Burckhardt. Sie ist in Kooperation mit dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur entstanden.

- 1) Ein ständig ergänzbarer **Veranstaltungskalender** informiert über Beiträge zum Festjahr;
- 2) wir bieten Inhalte, wie etwa eine historische **Chronologie** zu jüdischem Leben in Brandenburg;
- 3) wir bieten eine **Netzwerkseite** mit Informationen zur jüdischen **Gegenwart** in Brandenburg mit zahlreichen vertiefenden Informationen;
- 4) in der Rubrik **Akteure** stellen sich Initiativen, Gemeinden, Vereine, Einzelpersonen, Forschungseinrichtungen vor – eben alle Akteure, die sich in Brandenburg Fragen des jüdischen Lebens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft widmen.

Sobald die ersten Veranstaltungen begonnen haben, werden wir zudem eine **Mediathek** anbieten, in der aufgezeichnete Veranstaltungen eingestellt bzw. verlinkt werden können, sowie kurze Selbstdarstellungen in Videoformat bereit stehen werden.

Kant und die »Haifa Republic«

Im Gespräch mit dem MMZ-
Gastprofessor für Israel Studies,
Prof. Omri Boehm



Foto: Neda Navaee

Derzeit Gastprofessor für Israel Studies am Moses Mendelssohn Zentrum: der Philosoph Omri Boehm.

*Professor Boehm, wie Ihre beiden Vorgängerinnen auch, erleben Sie pandemiebedingt einen deutlich erschwerten Start als Gastprofessor am MMZ. Am Institut trifft man aktuell nur selten Kolleg*innen, das meiste an Kommunikation geht derzeit nur online. Wie kommen Sie damit klar?*

Vielen Dank für die Frage! Es ist schon traurig, dass die Corona-Pandemie alles so erschwert. Natürlich würde ich gern viel mehr Zeit »vor Ort« im MMZ verbringen, Kolleg*innen treffen und Bibliotheksbesuche genießen. Aber ich versuche auch die positiven Seiten der verstärkten Digitalisierung zu sehen und zu nutzen – einschließlich internationaler Möglichkeiten im Lehrbetrieb. Das kann Vorteile für alle haben, und so nehmen aktuell auch einige Studierende der New School for Social Research New York an meinem Potsdamer Israel-Seminar teil.

Ihr wissenschaftlicher Weg kennt bisher schon recht unterschiedliche Stationen: Tel Aviv – München – New York – und jetzt Potsdam. Wie hat sich das in dieser Reihenfolge ergeben?

Unmittelbar nach meinem Armeedienst in Israel habe ich begonnen, an der Tel Aviv University zu studieren, und mein Studienverlauf wurde dann ein bisschen ungewöhnlich. Ich schrieb mich im Interdisziplinären Lautman Programm für Begabtenförderung ein, was

mir ermöglichte, jedwedes Thema, auf welchem Level auch immer, gleich von Beginn an interdisziplinär zu studieren. Nach drei absolvierten Jahren im Lautman Programm wurde ich an der Yale University angenommen, und dort begann ich dann, an meiner Doktorarbeit zu einem philosophischen Thema zu schreiben. Ich konzentrierte mich unter anderem auf Kant, und das brachte mich für längere Zeit nach Heidelberg. Das war dann zugleich eine Zeit, in der ich begann, das akademische und gesellschaftliche Leben in Deutschland, Berlin, Europa mehr und mehr zu schätzen. Nach der Dissertation bekam ich Gelegenheit, einen Postdoktoranden-Forschungsaufenthalt an der Ludwig Maximilians Universität in München zu absolvieren, was mich ebenfalls begeisterte. Ich blieb dann noch eine Weile in München, obwohl ich offiziell schon als Assistant Professor an der New School for Social Research in New York angenommen war. Seitdem ich meinen Tenure bekommen habe, bewege ich mich eigentlich ständig zwischen New York, München, Berlin und Tel Aviv hin und her. Ich genieße das wissenschaftliche Arbeiten, das Leben, inspirierende Freundschaften und wissenschaftliche Kooperationen in allen vier Städten. Mit dem Einstein Forum in Potsdam bin ich auch schon länger im Austausch, habe hier an Konferenzen teilgenommen, Vorträge gehalten und gemeinsam publiziert. Insofern war Potsdam schon immer eine prominente Station für mich, auf dem Weg von und nach Berlin.

Von Haus aus sind Sie Philosoph. Woher rührt Ihr spezifisches Interesse an den deutschen Philosophen (Kant, Nietzsche u.a.), gerade auch in Kombination mit den jüdischen philosophischen Köpfen, Spinoza und anderen?

Meine akademische Laufbahn begann, wenn man so will, relativ früh, und noch bevor ich überhaupt Student wurde. Ich habe zunächst ein Buch geschrieben über die Bindung Isaaks. Man könnte es eine philologisch-philosophische Interpretation nennen. Während meiner Arbeit daran begann ich mich auch in die Werke von Maimonides, Kierkegaard und anderer Philosophen zu vertiefen. Irgendwann stieß ich dabei auf einen Kommentar von Kant und realisierte sofort, dass seine Position dazu mich unmittelbar und emotional ansprach, exakt zur Interpretation der Bindung Isaaks, die mich gerade beschäftigte. Kant meinte, wenn die Geschichte von der Bindung Isaaks wirklich von einem Propheten geschrieben wurde, oder eine Offenbarung sein sollte, dann hätte Abraham den Gehorsam gegenüber Gott verweigert. Er hätte sich nicht bereit erklärt, seinen eigenen Sohn zu opfern.

Kant ging nun soweit zu schlussfolgern, dass die Geschichte von der Bindung Isaaks kein Produkt einer wirklich prophetischen Offenbarung sein könne. Das interessierte mich sehr, denn im Sinne meiner philologischen Interpretation begann ich selbst zu »entdecken«, dass Abraham Gottes Befehl verweigert hatte. Ich war da noch kein Kantianer und auch kein

sogenannter »Kant-Experte«, aber das Motto meines Buches war schon ein Kant-Zitat gewesen: »Gott zu fürchten und Angst vor Gott zu haben, ist nicht dasselbe. Man hat Angst vor Gott, wenn man Gebote missachtet hat und sich schuldig fühlt. Hingegen fürchtet man Gott, wenn man sich selbst entwickelt hat und in Eigenheit vor ihn tritt.« Ich dachte, dass diese Idee, dass ein Mensch auch gegen Gott stehen kann, Abraham und das Judentum recht akkurat beschreibt. Und ich denke auch heute noch, dass Kants Philosophie in einer bestimmten Weise, in einer eigentlich wunderbaren Weise ein Weg ist, die jüdischen Propheten zu verstehen. In dieser Hinsicht bin ich sehr auf der Seite von Hermann Cohen, der ganz ähnlich dachte – obwohl er wenig Ahnung von Abraham zu haben schien, und am Ende »prophecy«, denke ich, nicht ganz verstanden hat. Und wie Hermann Cohen denke ich auch, dass Spinoza diese Idee eigentlich korrumpiert hat. Mein Buch über Kants Kritik an Spinoza fokussiert eher auf theoretische Fragen von Rationalität und Erklärbarkeit, aber am Ende tangiert es auch diese Frage wieder: Sollten wir gegen gegenwärtige Existenz opponieren, wie Kant es dachte; oder akzeptieren wir das »ist wie es ist«, so wie Spinoza dachte.

Seit Jahren beschäftigen Sie sich auch intensiv mit zionistischer Geschichte, mit israelischer Zeitgeschichte und mit dem israelisch-palästinensischen Dauerkonflikt. Gab es für so ein zusätzliches Forschungsinteresse besondere Inspirationen und Anstöße?

Nicht mehr als der Umstand, dass ich Israeli bin, mir Gedanken um die Zukunft meines Landes mache, und der Meinung bin, dass wir an die Lösung seiner Probleme auch auf philosophische Weise herangehen müssen. Die Probleme und Herausforderungen, mit denen Israel jetzt konfrontiert wird, sind grundsätzlicher Natur: es geht um Demokratie und Menschenrechte, um Aufarbeitung von Geschichte und um Bürgerrechte. Ich denke, gerade als Philosoph muss ich hier einiges beisteuern. Ich hatte schon länger das Gefühl, dass israelische Philosophen, die zu diesen Themen arbeiten, zumindest jene im so genannten Mainstream, ihre eigentliche Bestimmung verfehlen, soll heißen: sie schaffen es nicht, Wahrheiten in einer kompromisslosen Weise zu formulieren. Genau das aber wird von Philosophen erwartet. Wir kennen das Problem in ähnlicher Weise bei den israelischen Historikern. Über einen langen Zeitraum hinweg haben sie an einer Historiographie gearbeitet, die für den Staat Israel ziemlich bequem war. Seit einiger Zeit gibt es nun Historiker, die in kompromissloser Weise die Geschichte des Staates auch von seinen problematischen Seiten her beschreiben, die eben auch de-konstruieren und entmythologisieren. Und ich denke, die Philosophen haben jetzt eine vergleichbare Aufgabe vor sich: Es gilt beispielsweise zu formulieren, was Demokratie sein kann und was nicht, und davon abgeleitet, neue Vorstellungen von demokratischen Konstellationen für das Land zu wagen. Ich denke, Philosophen haben die Freiheit zu formulieren, was sein soll. Nicht einfach nur, was ist und was war. In diesem Sinne ist meine Arbeit, gerade zu Israel, durch und durch kantianisch.

Im jetzigen Sommersemester bieten Sie am MMZ ein Seminar zum Thema »Die Zukunft Israels. Zionismus und alternative Konzepte für die Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes« an. Was können die Studierenden von diesem Seminar erwarten?

Wir studieren in sorgfältiger Weise einige grundlegende Schriften zionistischer Vordenker – zum Beispiel Theodor Herzl, Achad Ha'am, Wladimir Jabotinsky –, vergleichen die mit aktuellen Texten liberaler zionistischer Philosophen und konfrontieren uns mit der Schlüsselfrage, ob ein jüdischer Staat ein demokratischer Staat sein kann. Von diesem Punkt gehen wir dann weiter, studieren Texte und Ideen, welche Konsequenzen sich aus einem bi-nationalen Zionismus ergeben können, zum Beispiel bei der Unterscheidung von Selbstbestimmung und Souveränität. Diese Überlegungen bringen wir dann rückwirkend wieder in den philosophischen wie auch zeithistorischen Kontext, und dabei lassen sich erstaunliche Gemeinsamkeiten im Hinblick auf ein bi-nationales Staatskonzept entdecken – nicht nur beim legendären »Brit Shalom«, sondern auch bei Ben Gurion und Jabotinsky. Schließlich nähern wir uns von diesen Betrachtungen her dann auch Fragen, die selbst im heutigen Deutschland sehr stark diskutiert werden: Ist, um ein Beispiel zu nennen, die BDS-Bewegung – eine gegen den Staat Israel als jüdischen Staat gerichtete Bewegung – als antisemitisch zu verstehen oder nicht, und weshalb? Am Ende des Seminars werden wir – Dozent und Studierende – dann gemeinsam versuchen, eine liberal-demokratische Verfassung für Israel zu entwerfen. Ich selbst plädiere bei diesem Modellversuch für eine bi-nationale Verfassung. Die Studierenden werden aber in die Lage versetzt, ganz unterschiedliche Entwürfe und Konstellationen zu entwickeln, die wir dann allesamt in offener Runde diskutieren werden.

Vor einigen Monaten erschien Ihr Buch »Israel – eine Utopie« im Propyläen-Verlag auf Deutsch. Es erzeugte ein relativ breites, teils auch sehr kontroverses Echo. Wann ist mit der englischen und möglicherweise auch mit der hebräischen Ausgabe zu rechnen?

Eigentlich war vorgesehen, dass die englische Ausgabe des Buches noch vor der deutschen erscheinen sollte, bei New York Review Books. Das musste dann verschoben werden, unter anderem wegen der Corona-Epidemie. Die englische Ausgabe, jetzt titulierte »Haifa Republic: A Democratic Future of Israel«, wird nun im späten August erscheinen, passend für die amerikanische Herbst-Saison und auch zum Kontext gegenwärtiger Entwicklungen. Da sich die Diskussionen um Israel und den Zionismus in New York während der letzten Monate nun ganz rapide gewandelt haben, hoffen wir noch auf eine intensive, erweiterte Diskussion, die dann auch an die Ideen meines Buches anknüpfen kann. Um einen israelischen Verleger habe ich mich noch nicht bemüht. Ich denke, in hebräischer Sprache sollte es zum genau richtigen Moment erscheinen – als Teil einer Bewegung, oder sagen wir: als Teil eines gewandelten Diskurses, der eine visionäre Politik über die Zwei-Staaten-Lösung hinaus befördert. Ich habe schon einige kurze Abschnitte meines Buches in



In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich Israel/Palästina dramatisch verändert, die Zwei-Staaten-Lösung gilt weithin als gescheitert. Angesichts dessen plädiert Omri Boehm dafür, Israels Staatlichkeit neu zu denken: Er plädiert für eine föderale, binationale Republik. Dieses Projekt (»Republik Haifa«) sieht er nicht als antizionistisch, sondern als Grundstein für einen modernen und liberalen Zionismus.

Omri Boehm: Israel – eine Utopie. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Propyläen Verlag, Berlin 2020. 256 Seiten, 20 €

»Haaretz« veröffentlicht, und darauf gab es positive Resonanzen. Sobald sich klar abzeichnet, wie die Diskussion zur englischen Ausgabe meines Buches läuft, werden wir auch schauen, wann die Zeit für eine hebräische Ausgabe reif ist. Doch weil Sie konkret fragen: Einige Journalisten in Deutschland, beispielsweise auch in der »Jüdischen Allgemeinen«, behaupteten, ich hätte »keinen Verleger in Israel finden können«. Das ist komplett falsch.

Die Gastprofessur Israel Studies am MMZ und am Selma Stern Zentrum sind aktuell leider eher kurz bemessen, dauern nur jeweils ein Semester. Wo sehen Sie Anknüpfungspunkte für eine weitere Zusammenarbeit mit den beiden Einrichtungen, über den Sommer 2021 hinaus?

Das MMZ und das Selma Stern Zentrum verbindet in meinen Augen eine der wichtigsten Herausforderungen unserer Tage: Aufklärung und Universalismus. Während die Tradition des Universalismus heute oft in Frage gestellt wird, teilweise mit guten Gründen, denke ich, dass sie verteidigt werden muss: kritisch begleitet, re-formuliert, neu erfunden, aber nicht abgelehnt, und vor allem nicht »gecancelt«. Wichtig ist, daran zu erinnern, dass diese Tradition immer untrennbar verbunden war mit der jüdischen Tradition, auch vom jüdischen Denken innerhalb der deutschen Philosophie und Geschichte her. Bei meiner Arbeit in Deutschland wie auch in New York möchte ich Verschränkungen mit den Konzepten und Ideen des MMZ und des Selma Stern Zentrums als ein längerfristiges Projekt beibehalten, und das nicht als eine »einmalige Affäre« sehen.

Interview: Olaf Glöckner

Tante Friedas Bücher sind nun am MMZ

Eine Büchergeschichte zwischen Deutschland und Brasilien

Agnes Frieda Gebauer (1902–1992) – Tante Frieda – wurde wie ihre ältere Schwester Agnes Ida (1895–1977) – genannt Schulli – in Dresden geboren; beide wurden sie Krankenschwestern.

1912 folgte die Familie einem Angebot der brasilianischen Regierung, die die deutsche Einwanderung förderte. Allerdings dauerte der Aufenthalt nur ein Jahr, die Familie kehrte 1913 wieder zurück.

Aber bei der zehnjährigen Frieda und ihrem fünf Jahre älteren Bruder Paul (1897–1960) hatte dieses eine Jahr in Brasilien einen tiefen Eindruck hinterlassen und auch eine Sehnsucht nach dem fernen Land geweckt.

1927 – also 14 Jahre später – ist Frieda, damals noch unverheiratet, mit 25 Jahren allein nach Brasilien ausgewandert, was zur damaligen Zeit nicht nur ungewöhnlich war, sondern als skandalös galt. Paul war diesen Schritt schon ein paar Jahre früher gegangen. In São Paulo arbeitete sie dann im Deutschen Krankenhaus. 1934 heiratete sie den aus Erlangen stammenden Georg Burkart, mit dem sie schließlich nach Timbó zog, einer von Deutschen gegründeten Stadt im Südosten Brasiliens.

Ida war 1920 als Kinderschwester für Manon, die Tochter von Alma Mahler und Walter Gropius, zur Familie gekommen. Sie blieb bis zum Tod von Alma Mahler-Werfel 1964 mit Unterbrechungen als Vertraute bei ihr.



Frieda Burkart an ihrem 90. Geburtstag am 4. Mai 1992, auf dem Tisch die gerahmte Grußbotschaft von Helmut Kohl.

Als Alma Mahler-Werfel 1938 inkognito nach Wien reiste, um alle Bankkonten aufzulösen, da war es Schulli, die das Geld, Schmuck und Münzen in die Schweiz schmuggelte, was sehr gefährlich war. Auch ist es ihr zu verdanken, dass die Original-Bruckner-Partitur der dritten Symphonie nicht in die Hände der Nationalsozialisten fiel.



Foto: Esther Steinbrink/MMZ

Alma Mahler-Werfel mit Ida ->Schulli«, um 1960.

Tante Frieda war, das kann man wirklich sagen, eine belesene Frau. Sie liebte Romane, Krimis, Reiseberichte und die Bücher von Franz Werfel, die sie sozusagen aus erster Hand von ihrer Schwester Ida geschickt bekam. Neben den Werken von Heinrich und Thomas Mann gehörten Erich Kästner, Hans Fallada, Arnold Zweig, Erich Maria Remarque, Eugen Roth, Ernest Hemingway, aber auch Armin T. Wegener zu den von ihr geschätzten Autoren.

Eine ganz besondere Beziehung hatte sie zum *Buch der Lieder* von Heinrich Heine. Das kleine Büchlein war eine speziell »für die Frauenwelt« ausgewählte Zusammenstellung von Gedichten im Handtaschenformat, das 1890 erscheinen ist.

Tante Frieda selbst war kinderlos, hatte aber einen großen Verwandtenkreis. Zu diesem zählte auch Esther Steinbrink. Sie wiederum arbeitete am Salomon Ludwig Steinheim-Institut in Duisburg, das vom späteren Gründungsdirektor des MMZ, Julius H. Schoeps, geleitet wurde. So kam der Kontakt zwischen Esther Steinbrink und der Autorin 1992 zustande.

Wie wichtig Tante Frieda die Bücher waren, zeigt die Tatsache, dass Esther, als sie zu Besuch bei ihr war, die Bücher, die das MMZ jetzt erhalten hat, mit ins Gepäck nach Deutschland nehmen musste. Beim Heine-Büchlein wiederum und dem Matthäus-Evangelium bestand sie sogar darauf, dass Esther sie im Handgepäck transportieren musste.

Als Esther und ihr Mann schließlich in den 1990er-Jahren ebenfalls nach Timbó auswanderten, nahmen sie die Bücher wieder mit.

2018 fragte sie mich an, ob wir nicht Interesse an dem Bestand hätten.

Das Interesse war natürlich da; und so kam das kleine Konvolut 2019 ans MMZ. Mit ihrer beeindruckenden Geschichte sind diese Bücher Zeitzeugnisse der ganz besonderen Art.

Wir danken Esther Steinbrink, die im April des Jahres ganz unerwartet verstorben ist, für ihr Vertrauen.

Irene A. Diekmann

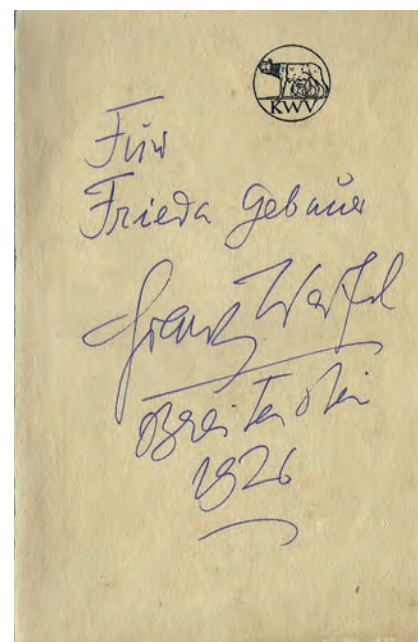


Foto: MMZ

Widmung von Franz Werfel für Frieda Gebauer, 1926, für die Novelle »Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig«, erschienen 1920 im Kurt Wolff Verlag, München.

Unsichtbares sichtbar machen: Das MMZ wird digital

Wissenschaftlichkeit und Nutzerfreundlichkeit können sich im Internet problemlos ergänzen

Mit dem Wechsel im Direktorium konnte nun auch eine neue Stelle mit dem Schwerpunkt »Digitalisierung« besetzt werden. Diese widmet sich kleineren und größeren Schritten gleichermaßen hin auf dem Weg zu einem vielseitigen digitalen Angebot des MMZ. Natürlich gehört dazu auch die grundlegende Erneuerung der bestehenden Online-Präsenz des Instituts und als ganz neues Jubiläumsprojekt die eben veröffentlichte Web-Seite zu »350 Jahre Juden in Brandenburg« (<https://juden-in-brandenburg.de/>). Mit dieser wendet sich das MMZ in Kooperation mit dem MWFK an eine breite Öffentlichkeit im Land Brandenburg in Erinnerung an das Edikt des Großen Kurfürsts Friedrich Wilhelm zur Ansiedlung von 50 aus Wien vertriebenen jüdischen Familien am 21. Mai 1671. So kann das Institut auch in Zeiten Pandemie-bedingter Schließungen seine Vermittlerrolle wahrnehmen – und dies ist nur einer der Vorteile digitaler Angebote.

Ein besonderer Fokus liegt auf dem Aufbau des neuen Portals *Jüdische Geschichte online*. Dieses

Vorhaben baut auf eine Online-Quellenedition auf, die Miriam Rürup gemeinsam mit Anna Menny und Daniel Burckhardt im Rahmen des DFG-Projektes »Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte« entwickelt hat. Mit dieser zweisprachigen Quellenedition (<https://juedische-geschichte-online.net/>) konnte gezeigt werden, dass Wissenschaftlichkeit und Nutzerfreundlichkeit sich problemlos ergänzen können. Diese Quellenedition wird nun zentraler Bestandteil und Grundmodul einer Plattform, die in enger Kooperation mit Anna Menny vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden (IGdJ) in Hamburg entwickelt und zukünftig auch weitere Module beinhalten wird.

Mit der Quellenedition reagierten wir auf eine Kluft zwischen den bereits bestehenden digitalen Angeboten innerhalb des Fachs: So gibt es eine Reihe von Projekten zur Bestandsdigitalisierung wie DigiBaeck oder Compact Memory, die große Mengen an digitalisiertem Quellenmaterial bereitstellen. Solche Projekte verstehen sich zuvorderst als Online-Archive und sind von unschätzbarem Wert für Forschungen zur jüdischen Geschichte. Freilich stehen die Quellen in diesen Angeboten für sich und werden nicht historisch eingeordnet, es findet mithin keine inhaltliche Vermittlung für Nutzer ohne Vorkenntnisse statt.

Umgekehrt beobachten wir eine wachsende Zahl von Projekten, die meist von Museen oder Stiftungen realisiert werden. Diese richten sich an ein breites Publikum und sind entsprechend attraktiv aufbereitet. Doch in der öffentlichen Präsentation verschwinden dabei etwa die Nennung oder gar Erschließung der Metadaten oder Regelungen für langfristige Zitierbarkeit. So gestaltet sich die Einbindung von Inhalten solcher Angebote in eigene Forschungen trotz ihres fraglos großen Werts für die historisch-politische Bildung oft schwierig.



Die neue Website zu »350 Jahre Juden in Brandenburg«, ein Gemeinschaftsprojekt von MMZ und MWFK.

Unser eigenes Projekt in Hamburg trat mit dem Ziel an, eine kritische Edition zu realisieren, die sowohl höchsten wissenschaftlichen als auch technischen Standards entspricht, sich aber gleichzeitig an der Schnittstelle zwischen reiner Edition und ansprechender Präsentation bewegt. Das Angebot wurde sehr gut angenommen, sowohl innerhalb des Fachs als auch von einer breiten Öffentlichkeit. So stieg die Zahl der monatlichen Besuche stetig auf über 10.000 im Januar 2021. Für eine kommerzielle Website mögen solche Zahlen gering erscheinen. Für ein Forschungsinstitut erweitert ein solches digitales Angebot den Kreis der Adressaten im Vergleich zu seinen traditionellen Veranstaltungen und Publikationen jedoch deutlich.

Basierend auf diesen redaktionellen, organisatorischen und technischen Erfahrungen soll nun am MMZ in den nächsten Jahren ein Portal zur europäisch-jüdischen Geschichte realisiert werden. Aufbauend auf dem für die Edition und ihre weiterführenden Angebote (Online-Ausstellungen, Themendossier, Stadtplan) entwickelten technischen Gerüst, sollen weitere ähnlich gelagerte Projekte in das Portal eingebunden werden. Diese bleiben als eigenständige Angebote unter unabhängiger redaktioneller Verantwortung erhalten. Der Mehrwert einer Einbindung in das Verbundportal ist die erhöhte Sichtbarkeit, eine gemeinsame

Suchfunktion, Verschlagwortung und Verlinkung sowie die technische und konzeptionelle Unterstützung bei der Projektumsetzung und -präsentation und der nachhaltigen Sicherung von Forschungsdaten.

Die Nutzerführung der gemeinsamen Portalfunktionen wird zweisprachig (deutsch/englisch) sein. Als kleines Fach mit großem öffentlichem Interesse richten sich auch die neuen Angebote bewusst an ein breites Publikum, das von Forschung über Studium und Schule bis zu einer breiten Öffentlichkeit reicht und sich durch freiwillige und erzwungene Migration auch geografisch über den deutschen Sprachraum hinaus weltweit verteilt.

Ein solches Projekt entsteht nicht im Alleingang. Und so freuen wir uns sehr, dass Anna Menny vom IGdJ als Kooperationspartnerin mit im Boot ist. Neben weiteren Editionen sind zunächst drei Säulen angedacht: Bild- und Multimediaquellen, Interviews (Oral History) sowie enzyklopädische Angebote zur europäisch-jüdischen Geschichte.

Darüber hinaus soll das Portal digitale Findbücher bündeln bzw. erstellen.

Zugleich soll es den Rahmen bieten, um gemeinsame Projekte umzusetzen, von besonderer Bedeutung ist etwa der bereits seit langem geplante Thesaurus mit Sachschlagworten aus den Bereichen jüdische Geschichte, Religion und Kultur.

Um nicht betriebsblind und aus einer Binnenlogik heraus Infrastruktur zu entwickeln, die auf wenig Interesse stößt bzw. weit dringendere Anliegen zu übersehen, haben wir gemeinsam mit Anna Menny im Rahmen der virtuellen Jahrestagung der Digital Humanities im deutschsprachigen Raum ein Gedankenexperiment geplant, das nach dem idealen Online-Portal für das Fach fragt. In einem digitalen Brainstorming sollen Wünsche, Anregungen aber auch Bedenken auf einer Pinnwand im Netz gesammelt werden. Alle Interessierten sind eingeladen, sich in einem klar definierten Zeitraum von einer Woche an der Ideenfindung zu beteiligen. Die verschiedenen Posts werden im Anschluss mit Expertinnen und Experten aus Forschung und Gedächtnisinstitutionen am 15. September in einem kollaborativen und digitalen MindMapping-Verfahren gesichtet, strukturiert und diskutiert. Über Beteiligung an dieser Veranstaltung freuen wir uns; weitere Infos auch zur Anmeldung gibt es unter <https://vdhd2021.hypotheses.org/147>.

Daniel Burckhardt und Miriam Rürup

Rahel Levin Varnhagen zum 250. Geburtstag

In diesem Jahr feiern wir den 250. Geburtstag von Rahel Levin Varnhagen – Anlass, an eine Symbolfigur preußisch-jüdischer Geschichte und ein lang unterschätztes Werk zu erinnern und nach dessen Bedeutung für die Gegenwart zu fragen. Die Berlinerin, Preußin und Kosmopolitin, Denkerin, Gastgeberin und Autorin, Jüdin, später Protestantin, prägte die im Nachhinein als solche berühmt gewordene »Berliner Salonkultur« um 1800 (weder sie selbst noch ihre Zeitgenoss/innen verwendeten den Begriff »Salon«) und hatte, im Leben und in der Rezeption, entscheidenden Anteil daran, dass die damals noch recht provinzielle Stadt Berlin international von sich reden machte.

Friederike Varnhagen von Ense, geborene Rahel Levin – von Barbara Hahn durchaus zutreffend als »die bekannteste Jüdin des 19. Jahrhunderts« bezeichnet – war eine Vertreterin jener ersten Generation deutscher Jüdinnen und Juden, deren Biographien maßgeblich durch die Auf-Brüche von Aufklärung und Haskala geprägt, sogar bestimmt wurden. Als Frau und Jüdin wurde sie sowohl mit den Freiheiten als auch den (schmerzhaften) Grenzen konfrontiert, die die Umbruchszeit um 1800 kennzeichnen. In erster Linie trat sie als Intellektuelle und Gastgeberin (»Salonnière«) in Erscheinung, in ihrem Haus in der Jägerstraße 54 empfing sie zahlreiche lokale und internationale Gäste, darunter einige, die später Preußens Geschichte schrieben (u.a. die Brüder Humboldt, die Brüder Schlegel, Friedrich Schleiermacher), dazu viele heute weniger bekannte, aber für die Umbruchsphase relevante Persönlichkeiten. Die geistvolle Konversation dieser Gesellschaften setzt sie in umfangreichen Briefwechseln fort, so entstand ein Netzwerk, das weit über Berlin hinausreichte und durch ihre zahlreichen Reisen ausgebaut und gefestigt wurde. Demgegenüber standen



Rahel Levin Varnhagen, Zeichnung von Wilhelm Hensel (1822).

die Netzwerke, aus denen sie als Jüdin und Frau ausgeschlossen blieb. Der Heirat mit Karl August Varnhagen musste 1814 die Konversion zum Christentum vorausgehen. Der Zugang zu einem Universitätsstudium, geschweige denn zu einer akademischen Laufbahn blieb für sie, wie allen Frauen und fast allen Juden um 1800, ihrem Talent zum Trotz etwas Unerreichbares. Professoren der 1810 in Berlin gegründeten Universität, die zuvor noch als Gäste in ihrem Haus verkehrt hatten, sahen keinen Widerspruch darin, sich 1811 der Deutschen Tischgesellschaft anzuschließen – einem männerbündischen Kreis, der die von Toleranz und Offenheit geprägten Umgangsformen ihres »Salons« ins Gegenteil verkehrte, zu dem Juden und Frauen keinen Zugang hatten und antijüdische Tischreden gehalten wurden. Zeitlebens – und auch darüber legen ihre Korrespondenzen Zeugnis ab – blieb sie sensibel und kritisch gegenüber den jüdenfeindlichen Entwicklungen ihrer Zeit, die sie als eine der ersten vorhersah.

Rahel Levin Varnhagen agierte als (lange unverheiratete) Frau und Jüdin mit einer Autonomie, die nicht selten als Anmaßung empfunden wurde. Dabei wusste sie jene gesellschaftlich-sozialen Zwischenräume zu nutzen, die durch Aufklärung und Haskala entstanden waren, und erschuf in ihrem Haus eine (halb-)öffentliche Sphäre mit wirkmächtiger Ausstrahlung. Die Grenzen dieses Emanzipationsprozesses wurden ihr sowohl im öffentlichen wie im privaten Raum immer wieder aufgezeigt. Dennoch oder vielleicht deshalb positionierte sie sich als avantgardistische »Selbstdenkerin« (so bezeichnete sie sich selbst) und als ebenso streitbarer wie liberaler Geist; viele ihrer scharfsinnigen sozialgesellschaftlichen Betrachtungen und Analysen, überliefert in Briefen und Aufzeichnungen, die lange unterschätzt und nicht als eigenständiges

Werk gewürdigt wurden, könnten moderner nicht sein und lohnen eine Relektüre im 21. Jahrhundert.

Über das Leben und Werk »der Rahel« wird sich die Autorin dieses Beitrags im Rahmen eines Podcasts der Reihe *Jüdische Geschichte Kompakt* mit Dr. Hannah Lotte Lund, Direktorin des Kleist-Museums in Frankfurt (Oder), austauschen; der Podcast wird ab Anfang Juli unter dem folgenden Link abrufbar sein: <https://juedischegeschichtekompakt.podigee.io> Zudem wird das Moses Mendelssohn Zentrum diesen runden Geburtstag – so es die aktuelle Lage erlaubt – im kommenden Herbst mit einer (kleinen) Veranstaltung feiern. Details werden sobald wie möglich auf unserer Homepage und natürlich im kommenden Dialog bekannt gegeben.

Anna-Dorothea Ludewig

Das jüdisch-kroatische »Wunderkind«

Lea Deutsch, das jüdisch-kroatische »Wunderkind« der 1930er Jahre, hielt als hochtalentiertete Schauspielerin, Sängerin und Tänzerin eine ganze Kulturwelt in Atem. Von der Presse wurde sie als ein Phänomen, ein Genie, als eine unvergleichliche Kinderkünstlerin verehrt. Dann, im Jahre 1943, wurde Lea Deutsch mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert und starb vermutlich schon im Deportationszug. Nun erscheint die kroatische Übersetzung des Buches »Lea Deutsch. Ein Kind des Schauspiels, der Musik und des Tanzes« (Hentrich & Hentrich) im Zagreber Verlagshaus »Srednja Europa« (Mitteleuropa). Die Publikation wurde durch das Ministerium für Kultur und Medien der Republik Kroatien und der Stadt Zagreb gefördert. Das im »Jahr des Lesens« erschienene Buch richtet sich vor allem an eine junge Leserschaft und wird als Schullektüre angeboten. Diese junge Persönlichkeit sollte weder als großartige Künstlerin noch als Opfer des Holocausts vergessen werden.



Martina Bitunjac: Lea Deutsch. *Dijete glume, glazbe i plesa* (Lea Deutsch. Ein Kind des Schauspiels, der Musik und des Tanzes), Srednja Europa, Zagreb 2021.

IMPRESSUM

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8 | D-14467 Potsdam
Telefon: 0331-28 09 40, Fax: -2 80 94 50
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Redaktionelle Leitung:
Dr. Ines Sonder

Druck:
druckhaus köthen

Bankverbindung:
IBAN: DE74 1608 0000 4200 7575 00

Bezug über: www.mmz-potsdam.de